

Daniela Kobelt Neuhaus

Karl Kübel Stiftung



für Kind und Familie

Methodenbuch Inklusion in der frühen Kindheit

Planungsschritte in der Praxis umsetzen

HERDER

Methodenbuch
Inklusion in der frühen Kindheit

**Karl Kübel Stiftung
für Kind und Familie**



Karl Kübel Edition

Methodenbuch
Inklusion in der frühen Kindheit

Daniela Kobelt Neuhaus

Methodenbuch Inklusion in der frühen Kindheit

Planungsschritte
in der Praxis umsetzen

HERDER 

FREIBURG · BASEL · WIEN

Fragen, Anmerkungen, Wünsche und Kritik
richten Sie bitte an:



**Karl Kübel Stiftung
für Kind und Familie**

Karl Kübel Stiftung für Kind und Familie
Darmstädter Straße 100, D – 64625 Bensheim
Telefon +49 (6251) 7005 26
Fax +49 (6251) 7005 8820
www.kkstiftung.de

© Verlag Herder GmbH, Freiburg im Breisgau 2017
Alle Rechte vorbehalten
www.herder.de

Umschlaggestaltung: Christiane Hemmerich – Konzeption und Gestaltung, Tübingen
Innengestaltung: post scriptum, Emmendingen/Hüfingen

Herstellung: Graspö CZ, Zlín
Printed in the Czech Republic

ISBN (Print) 978-3-451-34241-7
ISBN E-Book (PDF) 978-3-451-81052-7

Inhalt

1. Inklusion – eine Begriffsbestimmung	8
2. Warum ein Methodenbuch zur Inklusion?	13
3. Eine Willkommenskultur schaffen	15
3.1 Sich begrüßen	16
3.2 Leitfaden für das Kennenlernen	17
3.3 Empfangstresen	19
3.4 Wunschwände	22
3.5 Zeig dich!	23
3.6 Mein rechter, rechter Platz ist frei	26
3.7 (M)ein Bild von Inklusion	27
3.8 Morgen- oder Sitzkreis	29
4. Inklusives Raumkonzept	32
4.1 Raum-Kind-Analyse	33
4.2 Interkulturelle Raumgestaltung	36
5. Inklusive Gruppen	38
5.1 Binnendifferenzierung	39
5.2 Dialogmethode	41
5.3 Pro und Kontra	42
5.4 Lösungsorientierung	44
5.5 Fallbesprechung	46
5.6 Vielfalt in(klusive) der Lerngemeinschaft	50
5.7 Vorurteilsbewusste Sprache	52
5.8 Phrasensack	54

6. Inklusiver Alltag	56
6.1 Inklusiver Wochenplan	57
6.2 Inklusive Projektarbeit	59
6.3 Redeliste	61
6.4 Deutschwörterliste	63
6.5 Wir sind ein System!?.	64
7. Inklusion gestalten	65
7.1 Biografie-Arbeit	66
7.1.1 Körper- und Sinnesmethoden	68
7.1.2 Meditative Verfahren	69
7.1.3 Visualisierungen	71
7.1.4 Rollenspiele und andere szenische Ansätze	73
7.1.5 Die Geschichte meines Namens	74
7.2 Ressourcenorientierung	75
7.2.1 Tankstelle	76
7.2.2 Überlebensstrategie	77
7.3 Persona Dolls	78
7.4 Über- und Unterforderung vermeiden	80
7.5 Alltagswahnsinn	82
7.6 Wer bin ich?	83
8. Inklusion und Sozialraum	84
8.1 Sozialraumanalyse	85
8.2 Foto-Landkarten zum Lebensumfeld	87
8.3 »Autofotografie«	88
8.4 Nadelmethode	89
8.5 Sozialräumliche Perspektiven	90
8.6 Landschaftsgestaltung	91
8.7 Institutionenbefragung	93
8.8 Netzwerke kartografieren	95

9. Inklusives Lernen	97
9.1 Problemorientiertes Lernen	98
9.2 Blitzlicht	100
9.3 Kompensatorische Planung	102
10. Rückmeldungen und Evaluation	104
10.1 Sprechende Tischdecke	105
10.2 Themenfolien	107
10.3 Wandelhalle	109
Anhang	
A1 Anweisungskarten zu Begrüßung	111
A2 Der Aufnahmebogen	112
A3 Die Besucherliste	114
A4 Mitteilungsheft	115
A5 Wünsche für mein Kind	116
A6 Zeig dich!	117
A7 Deutschwörterliste	118
A8 Raum-Kind-Analysematrix	119
A9 Differenzierungslisten	120
A10 Phrasenkarten	121
A11 Wochenplan von	122
A12 Gruppenwochenplan	123
A13 Gedankenreise mit Kindern	124
A14 Symbole für Landkarten	125
Literatur	126

1.

Inklusion – eine Begriffsbestimmung

Der Begriff Inklusion ist in den letzten Jahren weit über das pädagogische Arbeitsfeld hinaus zu einem Schlüsselwort für Chancengerechtigkeit geworden. Wesentlich dazu beigetragen haben Erkenntnisse, dass nicht nur Menschen mit Behinderungen von vielen Angeboten der Gesellschaft ausgeschlossen wurden, sondern dass Chancenungerechtigkeit auch andere Gruppen von Menschen betrifft. So hatte Annedore Prengel bereits in den 1990er Jahren darauf hingewiesen, dass in einzelnen Lebensbereichen Frauen im Vergleich zu Männern benachteiligt sind, geschlechtliche Zugehörigkeit ein Grund für Ausschluss sein kann und sowohl Armut und Reichtum als auch Alter vielfach Grenzen setzen.

Die Geschichte

Trotzdem standen im Zusammenhang von Unterschiedlichkeit und Integration im Bereich der frühkindlichen Bildung, Erziehung und Betreuung über viele Jahre vor allem Kinder mit Behinderung im Zentrum des Interesses. Ansporn und Vorbild für Integration war in den 1960er Jahren der Widerstand gegen die Institutionen, in denen Menschen mit Behinderung oder chronischer geistiger oder seelischer Krankheit weggesperrt wurden. Die sogenannte Antipsychiatrie lief parallel zur Normalisierungsbewegung, deren Zielsetzung für die Praxis insbesondere durch den Schweden Bengt Nirje ausgearbeitet wurde. Ziel war eine Normalisierung von Lebensbedingungen für alle, wobei »normal« der Maßstab war. Integration hieß so viel wie »Wir helfen euch dazugehören und sagen euch, was ihr dazu braucht.« Menschen mit Behinderungen oder besonderen Bedürfnissen erhielten Unterstützung und Förderung, um das »Angebot Normalität« annehmen zu können und zu lernen, sich möglichst »normal« zu benehmen.

Unter der Zielsetzung Integration wurden Eingliederungsmaßnahmen gesetzlich geregelt und Integrationsplätze geschaffen, die den Anschluss von Kindern mit besonderen Bedürfnissen an die Gemeinschaft der durchschnittlichen Kinder sichern sollten. Faktisch wurden Kinder mit Behinderung dann bei Bedarf durch zusätzliche Fachkräfte unterstützt und einzeln oder in begrenzter Anzahl in Kindertageseinrichtungen aufgenommen, wobei den Einrichtungen stets die Grenzsetzung bei der Öffnung überlassen wurde. Oft waren es strukturelle Gründe, die eine gemeinsame Pädagogik nicht zu erlauben schienen. Es ging um Räume und Raumgrößen, um behindertengerechte Toiletten oder Mehrzweckräume, die nun plötzlich notwendig schienen. Kinder mit körperlichen Behinderungen wurden sozusagen als Maßstab gesehen, obwohl prozentual gesehen viel mehr Kinder seelische, sensorische oder geis-

tige Schädigungen mitbringen. Selten sprach man offen darüber, wie stark die persönliche Haltung und Einstellung von pädagogischen Fachkräften und Eltern über Ein- und Ausschluss entschieden. Hingegen wurde bald klar, dass es an Konzepten der Umsetzung von Integration fehlte.

Von der Integration zur Inklusion

In deutschen Kindertageseinrichtungen griff die Integrationsbewegung zwar später als in Schulen, aber radikaler und schneller als dort. Bis zur Jahrtausendwende waren die jüngsten Kinder mit Behinderung, wenn überhaupt, in Sondereinrichtungen oder heilpädagogischen Kindertageseinrichtungen untergebracht. Sie sollten dort möglichst so gefördert werden, dass sie bis zum Eintritt in die Schule jene Kompetenzen lernen oder aufholen, die als Voraussetzung für den Übergang gelten – oder sich zumindest so »normal wie möglich« entwickeln und verhalten lernen. Mit der fortschreitenden, durch wissenschaftliche Untersuchungen bestärkten Überzeugung, dass *alle* Kinder von Anfang an eigenaktive und selbstbestimmte Persönlichkeiten sind und dies nicht erst durch Erziehung werden, entstanden zunehmend Einrichtungen für die gemeinsame Erziehung aller Kinder. Anfänglich wurden die Integrationsbemühungen durch vielfältige therapeutische Unterstützungsangebote für Kinder mit Behinderung flankiert, die unter dem Anspruch der Normalisierung logischerweise sehr defizit- und reparaturorientiert waren.

Die gesellschaftlichen und pädagogischen Entwicklungen der letzten 20 Jahre führten aber weit über Kinder mit Behinderung hinaus und legten den Fokus immer mehr auf eine immer größer werdende Vielfalt in der Bevölkerung. Im Laufe der Zeit bezog sich die Verwendung des Begriffs Integration nicht mehr nur auf Menschen mit Behinderung, sondern auf alle Menschen, die »anders als die Mehrheitsgesellschaft« wahrgenommen wurden oder einer besonderen Unter-

stützung bedürfen, um an ihr zu partizipieren. Dazu gehörten zunehmend auch Familien mit Migrationsgeschichte; aber auch Kinder aus Familien in prekären Lebenslagen sollten von der Unterstützung profitieren und – je nach Entwicklung ihrer Lernerfolge – wurden zuerst Mädchen vom Lande, dann Jungen mit nicht deutscher Ethnie Begünstigte der besonderen Zuwendung. Sprachförderangebote für die Kinder, die nicht »gut genug« Deutsch sprachen, wurden sowohl von privaten als auch öffentlichen Institutionen entwickelt. Bewegungsangebote für Bewegungsmuffel, Ernährungsseminare für die Eltern dickleibiger Kinder und Integrationskurse für Eltern mit Migrationsgeschichten entstanden in einer nahezu unkontrollierbaren Vielfalt. Die Teilnahme der Betroffenen wurde erwartet und war an das Versprechen gekoppelt, dass sie förderlich für das Kind und seine Entwicklung sei. Die Schulkarriere der Kinder hing (und hängt noch) unter anderem davon ab, wie stark Familien und ihre Kinder »sich normalisiert« haben.

Die Begriffsverschiebung führt dazu, dass sich Integration heute überwiegend mit Menschen nichtdeutscher Herkunft befasst. Insbesondere die Politik verwendet den Begriff, um die Aufnahmepraxis von Menschen mit Migrationsgeschichte zu beschreiben. Entsprechend hat sich zum Beispiel im Jahr 2014 das Hessische Sozialministerium in Ministerium für Soziales und Integration umbenannt.

Weltweit gesehen fand ein Umdenken von einer Eingliederungspädagogik in Richtung Anerkennungspädagogik statt. Internationale Übereinkünfte wie die Kinderrechtskonvention von 1989 und die Weltdeklaration »Bildung für alle« von 1990, beide unter der Regie der UN, setzten hierfür neue Maßstäbe. Auf dem UNESCO-Weltbildungsforum 2000 in Dakar verpflichteten sich 164 Länder bis 2015, die Qualität der Bildung zu verbessern. Dabei wurde erstmals von einer bestimmten Qualität der Bildung ausgegangen, die

unterschiedlich kompetenten Kindern unterschiedlicher Herkunft und Zugehörigkeit angeboten werden sollte.

Integration beschreibt die Eingliederung einer Minderheit von Menschen mit besonderen Merkmalen in die Mehrheit der Durchschnittlichkeit.

Inklusion beschreibt die Selbstverständlichkeit der Verschiedenheit, mit der Gesellschaften von Anfang an rechnen müssen, und die Verpflichtung, Individualität in der Gemeinschaft zu unterstützen und zu begleiten. Es geht um Mitbestimmung und Mitgestaltung für alle Menschen ohne Ausnahme und von Anfang an. (nach Hinz, 2004)

Der Begriff Integration wurde zunehmend vom Terminus Inklusion abgelöst. Zwar wurde auch dieser Begriff lange Zeit überwiegend mit Sonderpädagogik in Verbindung gebracht, da er in den USA bereits in den 1980er Jahren verwendet wurde und sich dort auf die besonders verletzte Gruppe der Kinder mit Funktionsbeeinträchtigungen bezog. Auch der *Index für Inklusion*, der von Tony Booth und anderen im Jahr 2000 veröffentlicht wurde (siehe GEW 2006) und inzwischen Maßstäbe in deutschen Schulen und Kindertageseinrichtungen setzt, bezog sich schwerpunktmäßig auf Kinder mit und ohne Behinderung. Selbst UNESCO und UNICEF verwendeten den Begriff Inklusion anfänglich unter diesem Fokus und stützten sich dabei auf die Salamanca-Erklärung von 1994. Dort wurde bereits vorsichtig formuliert, Inklusion könne nicht heißen, dass Menschen mit Funktionsbeeinträchtigungen sich anpassen oder angepasst werden, sondern dass Institutionen sich verändern müssen. (Haug, 2011, 40)

Inzwischen gibt es einen weit verbreiteten Konsens, dass Inklusion sowohl für gesellschaftliche, sozioökonomische Fragestellungen wie auch für demografische und politische Entwicklungen

eine der zentralen Herausforderungen ist. In den letzten Jahren wurde Inklusion zu einem wertorientierten und handlungsleitenden Oberbegriff für Chancengerechtigkeit und Bekämpfung von Ausgrenzung jeglicher Art (vgl. beispielsweise Ministerium für Integration, Familie, Kinder, Jugend und Frauen, 2014, 4). Die Zuwanderung von Flüchtlingen aus Krisengebieten, die sich stets weiter öffnende Schere zwischen Arm und Reich sowie eine kaum in den Griff zu bekommende Bildungsungleichheit trotz der europäischen und weltweiten Forderung nach Chancengerechtigkeit sind Zentrifugalkräfte, die immer wieder Menschen an den Rand der Gesellschaft zu spülen drohen.

Inklusionsverständnis

Im Gegensatz zur Integration geht Inklusion nicht von der Eingliederung einer Minderheit in eine Mehrheit aus, sondern sieht als Ziel eine umfassende gesellschaftliche Teilhabe und Teilgabe aller Menschen von Anfang an. Sie beschreibt das Recht der Menschen, so zu sein, wie sie sind. Der Begriff Inklusion beinhaltet die Herausforderung, alle Menschen mit ihren je individuellen Kompetenzen, Bedürfnissen, Haltungen und Einstellungen als wertvolle Mitglieder der Gemeinschaft zu betrachten und vielfältige Möglichkeiten der Partizipation und Entfaltung zu schaffen. Dabei werden Unterschiede als Anregungen für Entwicklung gesehen und nicht als Problem. Inklusion ist letztlich (noch) eine Vision. Auf dem Weg dahin muss es darum gehen, das Verhältnis von Gleichheit und Verschiedenheit (immer wieder) neu zu definieren und auszubalancieren (Kobelt Neuhaus, 2014b, 24). Die Selbstverständlichkeit von Heterogenität in einer Gesellschaft bedarf einer Haltung oder Einstellung, die nicht von dem ausgeht, was Menschen fehlt, sondern von dem, was da ist (Kobelt Neuhaus, 2014a, 67).

Die Verwirklichung umfassender Inklusion bedeutet eine Reform des Bildungswesens, aber auch eine Haltungsveränderung der Verantwort-

lichen für gesellschaftliche Entwicklung und der Bevölkerung selber. Inklusion heißt insbesondere, dass die in den gegenwärtigen Bildungs- und Arbeitssystemen vorhandenen Barrieren abgeschafft werden. Dazu gehören unter anderem mangelnde, nicht vorhandene oder nicht optimal eingesetzte Ressourcen, womit nicht nur Geld, sondern auch Wissen und Können gemeint ist.

Haltungen

Beim Thema Inklusion schwingt stets die Frage nach der Haltung mit. Der Begriff inklusive Haltung an und für sich ist ein Container-Wort: Es ist nur die Hülle für das, was Menschen an Einstellungen und Verhaltensweisen benötigen, soll Inklusion gelingen. Zentral gehören dazu Unvoreingenommenheit oder Vorurteilsbewusstheit (Wagner, 2013), eine respektvolle und wertschätzende Einstellung gegenüber allen Menschen, die sich nicht an unreflektiertem Allgemeinwissen orientiert, sondern in den Begegnungen mit Menschen selber entsteht. Dazu gehört aber auch eine Reflexionskompetenz über das eigene Tun und Lassen (Kobelt Neuhaus, 2014a, 67 ff). Die meisten Menschen denken gar nicht über ihre innere Einstellung nach. Sie reagieren »aus dem Bauch« heraus und nutzen dazu das Verhaltensrepertoire, das sie sich im Laufe ihres Lebens angeeignet haben und das in ihrem Lebensumfeld in den meisten Fällen gut funktioniert hat. Haltungen sind nicht angeboren, sondern werden erlernt. Petra Wagner beschreibt im »Handbuch Inklusion« (2013, 22 f) ausführlich, wie bereits die Jüngsten im Elternhaus und ihrer Umgebung »Bilder« von Menschen oder Menschengruppen sammeln. Ohne jemals direkten Kontakt mit ihnen gehabt zu haben, »wissen« sie, dass kluge Menschen studiert haben, schwarze Menschen anders sind als weiße oder dass sie Kinder mit Behinderung besser nicht zu ihrer Geburtstagsparty einladen sollten.

Inklusion und Frühpädagogik

Das Thema Inklusion betrifft die ganze Gesellschaft. Gesellschaften sind generationenübergreifende und relativ stabile Systeme, die sich nur langsam verändern. Kinder haben aus Sicht der älteren Generationen den Auftrag, die gesellschaftlichen Werte zu erhalten und gleichzeitig die Entwicklung voranzutreiben. Erwachsene sorgen dafür durch Erziehung. Da Gesellschaften sehr verschieden sind, wachsen Kinder entsprechend in unterschiedlichen sozialen Strukturen auf und verkörpern ihre jeweiligen Herkunftsrealitäten. Da man nie mehr so viel über Beziehungen und Bindungen lernt wie in der frühen Kindheit, wird angenommen, dass es Kindern, die von Anfang an im Austausch und in der Gemeinschaft aufwachsen, leichter fällt, in heterogenen Zusammenhängen wertschätzend zu reagieren und »inklusive Werte« zu schaffen.

Es besteht die Hoffnung, dass der möglichst frühe Besuch gemeinsamer Bildungseinrichtungen für alle Kinder eine Chance ist, Inklusion umzusetzen. Angestrebt wird eine Überwindung der Differenzierungen in Kategorien wie nichtbehindert/behindert, arm/reich, Mädchen/Jungen, Kultur/Ethnie, sexuelle und religiöse Orientierung und weitere mehr. Das ist nicht einfach, denn das menschliche Gehirn ist auf Strukturierungen angewiesen, um in der Flut der Informationen nicht zu ertrinken. Inklusiv Pädagogik geht jedoch davon aus, dass die Lern- und Einstellungsstrukturen sich nicht zwingend an äußerlichen Kategorien und Identitätsmerkmalen orientieren müssen, sondern dass ein starkes Selbstbewusstsein und Vorbilder, die Respekt und Wertschätzung zeigen, Kinder von Anfang an darin bestärken, sich interessiert mit Vielfalt auseinanderzusetzen und diese als reizvoll und spannend zu erleben.